Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 23 (1933)

Heft: 5-8

Artikel: Hebels "Schwarzer Mann in der weissen Wolke" : unter landwirtschaftlichem Gesichtspunkte

Autor: Senn, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1004911

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

hät. Drno hät me im Wäber au s' Garn müese bringe für de Ischlag. Wenn er agfange hät wäbe, hät me ihm e Becki voll Mähl und Schmär brocht zum d'Schlichti mache. Wenn er fertig gsi isch, hät er 's Tuch brocht, da isch emol umglaat gsie. I der ietzige Turnhalle obe und allwäg hüt no i der Summerau uhne, häts amed e Ribi gha. Weme me vo der Ribi cho isch, hät me d'Zöpf gschlingget, denn isch der Hächler cho. Wa bim Hächle furt gfloge isch, isch de Schließschuder gsie, us dem hät me Saal und Hälsing gmacht. Der guete Waar hät me Riiste gsaat, da hät Linis ge, wa i der Hächle blibe isch, hät me zonere Balle gmacht, da hät de Zwilch ge. De Hächler hät de ganz Tag d'Kost gha, meistens Späck, Grundbirre und Oepfel.

297. Welche Geräte braucht man dazu? Wie nennt man sie?

Bürglen und Birwinken (Thurgau): Das Entfaserungsgerät nennt sich Tolpe (daher Tolpatsch). Die Wässerung erfolgt in wenig tiefen Teichen, „Rosen" geheißen. (Forts. folgt.)

Hebels „Schwarzer Mann in der weißen Wolke"

unter landwirtschaftlichem Gesichtspunkte.

Jedem Freund Joh. Peter Hebels ist sicher die Geschichte vom „schwarzen Mann in der weißen Wolke" bekannt. (Kalender 1812. Behaghel Nr. 161.) Darin begeben sich der „Hausfreund", der „Adjunkt" und der „Vicepräsident" nachts um 12 Uhr von Neuhausen (wo es vermutlich dem Namen nach zu schließen einen guten „Neuen" gab) nach ziemlich ausgibiger Kneiperei in dementsprechender Stimmung auf den Heimweg. Der abnehmende Mond scheint ein wenig durch die Wolken, wo sie am brüchigsten waren. Plötzlich fährt den Dreien, die ziemlich betrunkene Reden führten, der Schrecken in's Gebein. Denn sie sehen in einer weißen Wolke eine schwarze Gestalt, die ihnen winkt. Das war plötzlich da und war ebenso plötzlich wieder weg. Und das Trio glaubt an eine Geistererscheinung. Denn wenigstens siebenmal nacheinander hatte sich der seltsame Vorgang wiederholt. Nun wollen sie, um dem Geheimnis auf den Grund zu kommen, den Geist anreden. Aber Keiner wagts und schiebt den Andern vor. Endlich tuts der Hausfreund, der, weil er am wenigsten getrunken hat, am meisten Mut haben soll.

„Alle guten Geister, schwarze Gestalt der Mitternacht, wer bist Du?" — Da rief der Geist mit Zetergeschrei: „Ich bin der Xaveri Taubenkern von Brassenheim. Um unserer lieben Frauen willen, verschont mich!" Und des Rätsels Lösung? Da der günstige Wind einen linden Regen versprach, streute der Xaveri, dem keine Stunde in der Nacht zu spät oder zu früh für seinen Acker war, Gips auf seinen Kleeacker. Darum, wenn der Mann eine Handvoll Gips auswarf, entstand die Wolke, einwenig vom Mond erhellt, und man sah darin den Xaveri, wie einen Schatten. Und wenn er die Hand zurückzog, meinte man, er winke. Wenn aber das Gipsmehl verflogen und gefallen war, sah man nichts mehr.

Diese Geschichte hat einen interessanten Hintergrund. Wir wurden darauf aufmerksam durch Ernst Ad. Correll: Das schweizerische Täufermennonitentum. Tübingen 1925. Dort wird in Kap. VI, S. 100 ff. die mennonitische Musterwirtschaft behandelt und gezeigt, daß die Mennoniten aus der Schweiz im Elsaß, Lothringen und in der Pfalz durch Einführung von allerlei trefflichen Neuerun-

gen großen Einfluß auf die Hebung der Landwirtschaft gewannen. Denn, stießen sie auch fürnächst auf Widerstand, so fanden sie doch Anerkennung und wurden weit herum nachgeahmt.

In Hebels Erzählung wurde nicht von ungefähr ein Kleeacker genannt. 1774 gibt U. B. Bertrand, Mitglied der ök. Gesellschaft zu Bern, Aufschluß über den schweizerischen Ursprung jener Wiesenbaukunst. Und die Mennoniten waren bekannt, oft öffentlich gelobt und prämiert, wegen ihres Kleebaus, der Futterproduktion, der auffälligen Pflege der natürlichen Wiesen und ihrer Bewässerungskunst. Sie sollen z. B. den Anbau der Esparsette eingeführt haben.

Zum Lob der Kleebaufertigkeit gesellte sich auch der Ruf der Düngerkunde. Gemauerte Miststätten, die Jauche nicht einfach davon laufen zu lassen und nach präparierter Gährung in speziellen Behältern auf die Felder zu bringen, war ein weiteres Verdienst. Der pfälzische Volksmund rühmt heute noch den Mennoniten das Jauchefaß als ihre Erfindung nach. So heißt es z. B. in A. Thaer's Annalen der Fortschritte der Landwirtschaft in Theorie und Praxis Berlin 1811 I, wo Harmes berichtet: daß die schweiz. Mennoniten Jauchebehälter, Verwertung aller nur möglichen Abfälle, Gährungsmethoden Zubereitung des Stallmistes anwendeten. Die Schweizer Knechte gaben den Misthaufen „regelmäßiges, malerisches Aussehen mit Hilfe besonderer hölzener Formen, kämmen ihn wie die Perrückenmacher, Bräuche durch Erfahrungen erprobt, die vielleicht schon Jahrhunderte alt und von allen großen und kleinen Leuten gemacht werden." Sie verstanden es auch, den Düngvorrat so zu lagern und zu behandeln, daß die wertvollen Bestandteile noch vermehrt wurden. Dort war es auch üblich, Fäkalien auf dem Acker zu verwerten, die sonst die Nachtwächter in die Flüsse versenkten. Von größter Bedeutung war ihr steter Mut, die von andern aus Angst vor Ernteausfällen nur selten gewagten Düngungen mit Gips und Kalk zu experimentieren. Die Nachbarn lachten über sie. So waren die Mennoniten in der Zeit größten Mißtrauens gegenüber „nichtanimalischer Düngung" die beharrlichsten Praktiker des sogenannten „Kunstdüngers" und also Vorläufer und Bahnbrecher der modernen Düngerlehre.

So heißts in einer Nachricht von 1774: „Der mennonitische Pächter Krebbiel verlegt sich auf Potaschesieden und brachte mit Hilfe des Düngers mit Abfallasche das Gut trotz geringen Viehbestandes wieder hoch". — 1772 wird berichtet angesichts des Mißtrauens gegen Gips und Asche: „Noch vor 18 Jahren mußten die hiesigen (Mannheimer und Heidelberger) Seifensieder ihre Asche für Geld aus dem Hof wegführen lassen. Darauf fanden sich Wiedertäufer, die solche unentgeltlich holten und zum Überstreuen der Äcker brauchten. Hierauf kam sie erst langsam in den Ruf."

Besonders hervorragend unter den Mennoniten war David Möllinger (1707—1787), der Onkel eines Täuferemigranten aus dem Kanton Bern. Bereits Jung-Stilling demonstrierte in Vorlesungen über die Möllingersche Wirtschaft: „Was durch die Landwirtschaft möglich sei", 1774 in einem öffentlichen Lehrvortrag der phys. ökonom. Gesellschaft — „das beweist Kleinjogg in der Schweiz und noch erhabener, wichtiger und belehrender, unser Pfälzischer und vielleicht des heiligen römischen Reichs Erzbauer, der ehrwürdige Möllinger in Monsheim." Möllinger nun besaß einige Wiesen am Rhein, allein oft wurde vor dem Einfahren die Ernte weggeschwemmt. Ein solcher Unfall vernichtete dann allen Vorteil, den man von der Mastung zu erwarten hatte. Alles trockene Futter wurde überteuer aufgekauft. Da verlor er 1769 durch Austreten des

Rheines 100 Louis d'or an Heu. Daraufhin beschloß er, seine Wiesen hoch anzulegen. Sein Biograph sagt: „Da kehrte er den alten Lauf der Dinge um ... die dürren Hügel sollten sich künftig mit Futter und die Tiefen mit Getreide decken. Auf einem benachbarten Kalkhügel, der über 2000 Morgen faßte, wo der Boden keinen Wert hatte, weil man keinen Dünger hinaufzubringen hatte, kaufte Möllinger 60 Morgen (ein jeder nicht über 5 fl.). Hier setzte er den Pflug an und besäte die kahle Gegend mit Esparsette. Nun 1769 hatte J. Fr. Meyer, Pfarrer zu Kupferzoll, eine eigentliche Propagandaschrift zur Gipsdüngung veröffentlicht. Durch die Schriften eben dieses verdienstvollen Mannes war der Gips zur Sprache gekommen. David Möllinger verschrieb sich die rohen Steine zu Heidelberg, legte eine Stoßmühle an, rieb den Stein zu Staub, bestreute seine Esparsetten und wie auf einen Zauberschlag grünte der vorher öde Hügel ... Monsheim, Flörsheim, Kriegsheim, Dalsheim, und Molsheim erwachten aus dem Schlafe und griffen nach den Heilmittel. Man sehe heutzutage den Wohlstand dieser Orte an, man höre was sie vor 30 bis 40 Jahren waren."

Damit ist doch wohl der Beweis erbracht, daß das Gipsstreuen auf die Äcker zur Zeit Hebels noch eine Neuheit war, die noch viel diskutiert wurde und jedenfalls Hebels Interesse in Anspruch nahm. Wenn nun der schwarze Mann in der weißen Wolke die „liebe Frau" anruft, so zeigt das nur, daß auch die Leute von der andern Konfession den Vorteil der Gipsstreuung einsahen und verwerteten. Aber es muß doch zu Hebels Zeit nicht allgemein in Anwendung gekommen sein, sonst wäre das angeheiterte Kleeblatt über jene Erscheinung, als etwas Ungewohntes, nicht so erschreckt worden. Jedenfalls haben die Mennoniten, ohne es zu wollen, dem „Hausfreund" durch ihre geniale, landwirtschaftliche Neuerung, den Stoff zu einer seiner fröhlichsten Geschichten geliefert. Ob es sich dabei um ein wirkliches Erlebnis handelt? Würde man dem Dichter sagen, daß man es fast vermute, so würde er wohl schalkhaft lächelnd antworten: „Der geneigte Leser merkt etwas, wenn auch nicht alles."

Basel. Hans Senn, Pfr.

Die Zitrone im Volksglauben.

(Vgl. Schweiz. Volkskunde 1931, 15.)

Man sollte erwarten, daß die Zitrone als ausländische Frucht auf keine lange Geschichte und tiefe Verwurzelung im Volksglauben zurückblicken könne. Das ist aber nicht der Fall, sie gehört vielmehr zur festen Ausrüstung bei den großen Einschnitten des Lebens, die am deutlichsten die alte Volksreligion durchblicken lassen. Die älteste Bezeugung finde ich in Hauffs Lichtenstein, wo von der Hochzeit Georg von Sturmfeders erzählt wird: „Jeder hatte einen Blumenstrauß und eine Zitrone in der Hand." Noch heute ist es in Holzerode bei Göttingen üblich, daß die Braut dem Pastor bei der Hochzeit eine Zitrone auf den Altar legt. Aus dem 18. Jahrhundert berichtet der Mönch F. X. Bronner, daß die Brautleute wie die übrigen Hochzeitsgäste in der Gegend um Donauwörth eine Zitrone mit einem darin stehenden Rosmarinstrauße in der Hand tragen (Ein Mönchsleben 1, 248). Döller bezeugt den Holzeroder Brauch auch für das niederösterreichische Waldviertel; nur hat hier eine der Kranzjungfern die Zitrone mit einem Rosmarinzweig auf den Altar zu legen. Die Verbindung der Zitrone mit der Hochzeit zeigt auch Grimms Märchen